

DAS MAGAZIN

Heft Nr. 11 vom 18. März 2017



NIKLAUS PETER

Was ist der Mensch?

Auf diese grundlegende Frage des Menschen nach sich selbst finden sich, so der Philosoph Hans Blumenberg, in der Geistesgeschichte eigentlich nur zwei Antworttypen.

Der erste Typus hebt die Armut und Mängel des menschlichen Wesens hervor: Menschen hätten von Natur aus keine leistungsfähigen Reisszähne, keine Krallen, Hörner oder Gifte, aber auch keine Panzer, keine Flügel oder Gazellenbeine fürs Flüchten – der Mensch sei im Vergleich zum Tier ein «Mängelwesen», ein Stiefkind der Natur. Sein Geist sei ein Ersatz dafür, eine Kompensation, die sich in der Evolution freilich als sehr wirksam erwiesen habe: Intelligenz als Waffe.

Diesem durchaus pessimistischen Menschenbild steht ein optimistisches gegenüber: Dieser Typus betont nicht die Mängel, sondern den Reichtum, den Geist, die Wandlungsfähigkeit und Freiheit des Menschen. Hier wird der Mensch als erster Freigelassener der Natur gefeiert, als Schöpfer seiner Kultur, als Erfinder und Künstler. So weit, so übersichtlich.

Aber ist dieses Entweder-oder nicht zu simpel, hat es nicht in Sackgas-

sen geführt? Gute Theologie jedenfalls meidet die Alternative pessimistisch-optimistisch, sie spricht vom Menschen als einem Ebenbild Gottes, als einem guten, aber eben gefallenen Geschöpf. Sie scheut sich nicht, die Destruktivität, das Böse im Menschen zu benennen, seinen Hang zum Sadismus. Scheut sich daher auch nicht, von Sünde zu sprechen. Nun verdrehen heute sogar Gläubige die Augen, wenn sie dieses Wort auch nur hören: Sünde, igitt!

Vielleicht hilft hier eine modernere, unbelastete Formulierung, wie sie William James, der grosse Religionspsychologe und Philosoph, in seinem Buch «Die Vielfalt religiöser Erfahrung» vorgeschlagen hat. In seiner Beschreibung der Vielfalt des Religiösen beschäftigt ihn die Frage: Gibt es auch etwas Konstantes, einen gleichbleibenden Kern von Erfahrung in dieser verwirrenden Pluralität? Seine Antwort im Schlusskapitel des Buches lautet: Ja, den gibt es. Erstens finde man ein in nahezu allen religiösen Traditionen gespeichertes Gefühl von *uneasiness* (ein Unbehagen in Hinblick auf uns selbst), die tiefe Ahnung, dass etwas mit uns nicht stimmt. Zweitens aber finde man in allen Religionen die Erfahrung: Wer mit höheren Mächten in Verbindung trete, könne von Verkehrtheit (*wrongness*) befreit und geheilt werden.

Diese Doppelperspektive hilft, falsche Alternativen zu vermeiden, sodass wir weder zynisch noch naiv auf diese für uns ja nicht unwichtige Frage: Was ist der Mensch? antworten können: weder Mängelwesen noch Liebling der Natur.

Wäre das womöglich der Beitrag guter Religion zu einem realistischen, weder pessimistischen noch allzu optimistischen Selbstbild des Menschen? Nämlich eine doppelte Perspektive auf uns selbst: die nüchterne Klarsicht aufgrund jenes Unbehagens – wir sind ambivalente Wesen, verstrickt in ungute Dinge – und zugleich die hoffnungsvolle Perspektive, dass es Befreiung, Heilung und Erneuerung gibt.

NIKLAUS PETER ist Pfarrer
am Fraumünster in Zürich.